



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Grenzen von Poesie und Unpoesie

Walzel, Oskar

Frankfurt am Main, 1937

1. Die ins Reale verliebte Beschränktheit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99223](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99223)

I. Goethe und Schiller

1. Die ins Reale verliebte Beschränktheit

„Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist. Wie wir in unsern Tagen gewahr werden; und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja mit der Kunst im weitesten Sinne.“

So schreibt Goethe an Schiller, in einem Brief mit der Zeitangabe: 6. März 1800. Tatsächlich muß er vom Anfang April 1801 stammen, da er Schillers Schreiben vom 27. März 1801 beantwortet.

Diese Sätze Goethes sind mir seit Jahrzehnten wichtig. Schon weil Goethe sich selten gleich kraftvoll über den Gegensatz von Poesie und Nichtpoesie äußert; und im stolzen Bewußtsein, wirklich Poesie leisten zu können, besser als die vielen, die meinen, Poeten zu sein und es nicht sind.

Eilige mögen meinen, Goethe ziehe hier unerbittlich eine Grenze zwischen sich und Schiller. Wer anders als Schiller neigte zu „Forderungen von oben herein“? Ist nicht überdies heute allgemeiner Brauch, Schiller zum Redner zu machen und ihn dergestalt zum Gegenpol Goethes werden zu lassen? Adam Müller könnte heute sich der zahlreichen Gefolgschaft freuen, die ihm, der mehrfach den Redner Schiller auf Kosten des Dichters feierte, erstanden ist. Unbedenklicher als Adam Müller nennt dies Gefolge Schiller einen Nichtdichter. Es kümmert sich nicht um Goethes Werturteil. Erkennt doch Goethe in dem Schema „Epoche der forcierten Talente“ von 1812 dem toten Freunde „ein wahrhaft poetisches Naturell“ zu (J.-A. 37, 335) und nennt er ihn doch im Gespräch mit Eckermann am 23. Juli 1827 einen „geborenen Poeten“. (Beide Wertungen finden sich in Kundgebungen Goethes, die sich mit dem Gegensatz von Poesie und Nichtpoesie beschäftigen.)

Das soll natürlich nicht heißen, Goethe verkenne die Gefahren, die in Schillers Schaffen sich echter Poesie entgegenstellen. Zugegeben sei gleich, daß beide Wertungen Schiller nur deshalb einen echten Dichter nennen, weil sie stark genug diese Gefahren herausheben. Zu Eckermann spricht Goethe über die Last, die dem von Goethe hochgeschätzten Manzoni von der Geschichte auferlegt werde. Ihm stehe die Geschichte ebenso im Wege, wie Schiller durch Philosophie und Geschichte den „reinen poetischen Succes“ gehindert habe. Sogar im „Wallenstein“, der doch so groß sei, „daß in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden ist“. In der Reihe der „forcierten Talente“ erscheint auch Schiller, wie Schiller von Goethe den Pathologischen nahegerückt wird, also der deutschen Romantik und Heinrich von Kleist. (Näheres über

solche Urteile Goethes in der Einleitung zum 36. Band der Jubiläumsausgabe S. LV ff.).

Allein gerade wegen der Grenze, die hier zwischen Goethe und Schiller sich kennzeichnet, ist um so wichtiger, daß die Sätze des Briefs von Anfang April 1801 nicht etwa eine Ansicht Schillers widerlegen wollen, daß sie vielmehr nur schärfer umreißen, was Schillers Brief vom 27. März vorgebracht hatte. Goethe kommt dem Freunde zu Hilfe, bestätigt, was in dem Brief steht, legt nur den Akzent anders als Schiller. Ob freilich Schiller in Goethes Worten etwas verspürt hat, was sich gegen sein eigenes Dichten kehrte? Zufall hat verhindert, daß Schiller sich brieflich über Goethes Ansicht äußerte. Sie trafen alsbald in Weimar wieder zusammen.

Ausgangspunkt von Schillers Schreiben ist ein Einwand gegen Schelling. Er mag manchen überraschen. Gegen Schelling verfißt Schiller unbewußtes Kunstschaffen, gegen denselben Schelling, der für das höhere Recht des unbewußten Schaffens kämpft. Schiller meldet, er habe im Gespräch Schelling „Krieg gemacht“ wegen einer Bemerkung in seiner Transzendentalphilosophie, daß „in der Natur von dem Bewußtlosen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunst hingegen man vom Bewußtsein ausgehe zum Bewußtlosen“.

Schellings „System des transzendentalen Idealismus“ (1800) gipfelt in der Behauptung, Kunst sei das einzige wahre und ewige Organon der Philosophie. Der letzte, der sechste Hauptabschnitt des Werks erörtert zu solchem Nachweis das Kunstwerk. Fichte hatte im theoretischen Verhalten, im Erkennen, bewußte Tätigkeit durch unbewußte, im praktischen Verhalten, im Gebiet des Wollens, bewußtlose durch bewußte bestimmt erkannt. Für Schelling ist in der Tätigkeit des künstlerischen Genies solcher Gegensatz aufgehoben. Sie sei bewußtlos und bewußt zugleich. Im Aufbau der Welt geht es weiter vom Unbewußten zum Bewußten, von Natur zum Geist. In der Natur ist Bewußtes noch mit dem Unbewußten ungetrennt vorhanden. Im ästhetischen Schaffen sind Bewußtes und Unbewußtes wiedervereinigt, aber nur, nachdem eine Trennung schon vorangegangen war. Produktion der Natur gehe mithin nicht von dem Bewußtsein aus, kenne also noch nicht den unendlichen Widerspruch, der das ästhetische Schaffen bedinge.

Schelling denkt da weiter, was von Schiller selbst vorgedacht war. Schiller entwickelt ja die drei Stufen im Gang der Menschheit: Unbewußt, bewußt im Gegensatz zum Unbewußten, harmonische Vereinigung von Bewußtheit und Unbewußtheit, von Kultur und Natur. Im Brief an Goethe muß Schiller selbst zugeben, daß Schelling nur auf den Gegensatz zwischen Natur- und Kunstprodukt ziele; er fügt hinzu, Schelling habe insofern ganz recht. Ihn störte die ausdrückliche Behauptung, nur Produktion der Natur gehe vom Bewußtlosen aus. War er sich doch bewußt, auch als Dichter vom Unbewußten auszugehen. Er berief sich gegen Schelling auf seine Erfahrung, daß der Dichter mit dem Bewußt-

losen anfängt; der Dichter habe sich glücklich zu schätzen, „wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werks in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wieder zu finden“. „Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie, dünkt mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mitteilen zu können, d. h. es in ein Objekt überzutragen.“

Ich müßte mich wiederholen, wenn ich jetzt ausführlich mitteilen wollte, was alles diese Worte wichtig macht. Sie sind zunächst ein rückhaltloses Bekenntnis zu Plotins Ästhetik. Mit dem Neuplatoniker erkennen sie im Kunstwerk die greifbare Gestaltung eines „endon eidos“, einer Vision; und mit Plotin bezweifeln sie, ob diese Ausgestaltung jemals an die Vision heranreiche. Sie sind ebenso eines der schwerwiegenden Zeugnisse für die Tatsache, daß Schiller beim Dichten nicht von einer abstrakten Idee ausging, sondern von etwas, das noch nicht zur Schärfe des Begriffs vorgedrungen war. Oder meint irgendwer, daß die „erste dunkle Totalidee“, von der im Briefe gesprochen wird, sich nicht mit dem decke, was sich in unserer Sprache noch immer künstlerische Idee nennt, mithin eine Vision bezeichnet? Verwiesen sei lediglich auf Schillers Briefe an Körner vom 25. Februar 1789 und 25. Mai 1792, dann auf den Brief an Goethe vom 18. März 1796. Ich bringe diese Zeugnisse in „Gehalt und Gestalt“ S. 348.

Schillers Brief vom 27. März 1801 verwertet die Begriffsbestimmung der Poesie, sie könne etwas Bewußtloses aussprechen und mitteilen, um zwei Gattungen von Nichtpoeten zu kennzeichnen. Die einen können poetische Ideen haben, sie aber in kein Objekt legen, das Anspruch auf Notwendigkeit erhebt. Die andern können „ein Produkt mit Bewußtsein und mit Notwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an und endigt nicht in demselben“. Es bleibe nur ein Werk der Besonnenheit. „Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus.“

Schiller also gelangt doch zu dem Ende, an dem sich Schelling befindet. Der Vorwurf, den er zunächst gegen Schelling erhob, „daß diese Herrn Idealisten ihrer Ideen wegen allzu wenig Notiz von der Erfahrung nehmen“, beschränkt sich tatsächlich nur auf den einen Einwand, daß von Schelling zwar mit Recht künstlerisches Schaffen als Verbindung von Bewußtlosem mit Bewußtheit bezeichnet werde, daß indes Ausgangspunkt dieses Schaffens nicht Bewußtheit sei. (Vgl. Karl Tomaschek, Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft, Wien 1862 S. 419f.)

Schiller aber tut noch einen Schritt weiter. Er scheidet gradmäßige Unterschiede des Poetischen von dem Artunterschied zwischen Poesie und Nichtpoesie. Er ist überzeugt, daß in jüngsten Jahren durch das Streben, der Poesie einen höheren Grad zu geben, der Begriff der Poesie verwirrt worden sei.

Er beginnt mit einer Begriffsbestimmung des Poeten oder des „Machers“. (Den uns fremd gewordenen Ausdruck „Macher“ im Sinn von „Schöpfer“ erläutert das Deutsche Wörterbuch der Grimm 6, Sp. 1395; vgl. mein „Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe“, 2. Aufl. S. 45 ff.). Schiller bestimmt, ganz wie schon zu Beginn der Besprechung von Matthissons Gedichten: „Jeden, der imstande ist, seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen, so, daß dieses Objekt mich nötigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher.“ Innerhalb des Gebiets solcher echten Dichter scheidet Schiller höhere und niedrigere Grade je nach dem Reichtum, dem Gehalt, den ein Dichter in sich hat und folglich außer sich darstellt, ferner nach der größern oder geringern Notwendigkeit, die sein Werk ausübt.

Schiller erhebt zwei Begriffe zum Maßstab: Erstens soll der Empfindungszustand des Dichters sich auf den Leser übertragen, zweitens in dieser Übertragung etwas Notwendiges sich vollziehen. Der Empfindungszustand ist seinerseits bedingt durch den inneren Reichtum des Dichters; so kann der größere oder geringere innere Reichtum des Dichters oder auch seiner Dichtung zum Wertmaßstab werden. Ferner kann die Übertragung dieses Empfindungszustands mit größerer oder geringerer Gewalt sich vollziehen. Auch von dieser Seite holt sich Schiller einen Gradmesser.

Mit dem Begriff der Notwendigkeit tritt Psychologisches in Schillers Werten hinein. Den Reichtum an geistigem Gehalt zu errechnen, bedarf es der Psychologie nicht. Er ist verstandesmäßig zu bestimmen. Den Grad der „Notwendigkeit“ indes wird der eine so, der andere anders fassen. Einstimmigkeit wird mindestens sich leichter ergeben, wo der größere oder geringere Gehaltreichtum zu bestimmen ist, als wenn die größere oder geringere Notwendigkeit, den Empfindungsinhalt einer Dichtung nachzufühlen, in Frage steht. Nicht um die Höhe von Stefan Georges Geist ging und geht noch immer der Streit, wohl aber um die Frage, ob er den Leser wirklich in seinen Bann zieht oder nicht. Ist es wesentlich anders bei dem späten Hölderlin oder beim Dichter des „Nachsommers“ und des „Witiko“?

Schiller kann trotzdem Gründe allgemeingültiger Notwendigkeit der Übertragung des Gefühls vom Dichter auf den Leser vorbringen. Je subjektiver der Dichter ist, desto geringer ist die „Notwendigkeit“, je objektiver, desto größer. Soll ich noch ausdrücklich sagen, daß Schiller durch diese Wendung seine eigene frühe Dichtung herabdrückt und die Dichtung Goethes desto höher emporhebt? So kann der nächste Satz „Die objektive Kraft ruht auf dem Ideellen“ nicht — wie mancher, erschreckt durch den Begriff des Ideellen, meinen mag — zugunsten Schillers sich gegen Goethe entscheiden. (Das „Ideelle“ ist hier vielmehr dem gleichzusetzen, was bei Schiller auch „höchste Realität“ heißt; vgl.

Julia Wernly, Prolegomena zu einem Lexikon der ästhetisch-ethischen Terminologie Friedrich Schillers, Leipzig 1909 S. 61f.) „Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichterischen Werk gefordert, denn jedes muß Charakter haben, oder es ist nichts; aber der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus.“ Mit einer Kürze, die für Goethe verständlich war, auf viele aber beirrend wirken kann, verwertet Schiller diese allmählich gewonnenen Grundsätze seiner Ästhetik.

Zu Beginn des letzten Abschnitts der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, in dem Augenblick, als es von der Betrachtung der Idylle zu einer endgültigen Erörterung des Verhältnisses der sentimentalischen zur naiven Dichtung weitergeht, erscheint der Satz: „Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, ist . . . die gemeinschaftliche Aufgabe beider.“ Nur ist dem naiven Dichter solche Totalität der menschlichen Natur „sinnliche Realität“, dem sentimentalischen eignet bloß ein lebendiger Trieb, die Harmonie in sich zu erzeugen. Völliger Ausdruck der menschlichen Natur wäre also dem Naiven Wiedergabe einer feststehenden Tatsache, dem Sentimentalischen hingegen Forderung einer Aufgabe, die er zu erfüllen hat. Nur dem Naiven kann hier Schiller nachsagen, daß seine Dichtung in jedem das Gefühl wachrufe, alle Kräfte seiner Menschheit seien in ihm tätig; „er bedarf nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Tätigkeit und seines sinnlichen Lebens“. Anderes erlebe der Leser sentimentalischer Dichtung; „hier ist das Gemüt in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen, da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist“.

Nur angedeutet sei die Frage, ob die Wertabstufung, die in dem Brief Schillers erscheint, nicht von vornherein dem sentimentalischen Dichter einen geringern Grad der Poesie zuerkennt. Er ist doch wohl der subjektivere. Sollte Schiller, als er im Brief die Formel der Abhandlung in die Worte „Der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus“ umsetzte, nicht an die Bestimmungen gedacht haben, die er ihr in der Abhandlung gab? Und an die besondern Bedingungen, die dem Sentimentalischen in der Abhandlung angesichts dieser Formel und ihrer Ansprüche zugeschrieben wurden? Schon indem Schiller im Brief den subjektiveren Dichter auf eine niedrigere Gradstufe setzte, ließ er die Möglichkeit offen, daß er nun dem Sentimentalischen nicht länger den Rang des Naiven zu lassen gewillt war.

Ein Schritt weiter führt den Brief zu denen, die den Weg vom Subjekt zum Objekt nicht zurücklegen können. Nur das Vortreffliche befriedigt sie; sie sind aber nicht imstande, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie sind für Schiller überhaupt nicht Poeten.

Sie sind Nichtdichter, im Gegensatz noch zu den Dichtern, „die etwas Gutes und Charakteristisches hervorbringen können, aber mit ihrem

Produkt jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an sich selbst machen“. Diese letzte Gruppe sei nur gradmäßig von den vollkommenen Dichtern unterschieden; jene Nichtdichter aber sind artmäßig anders.

Dieser Unterschied werde jetzt zu wenig beachtet. Folge sei ein unnützer und niemals beizulegender Streit zwischen beiden Richtungen. Und nun folgt der entscheidende Abschluß von Schillers Erwägungen: Die einen halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchsten entgegen, während diese Gegner die Tat für sich haben, die zwar beschränkt, aber reell ist. „Aus der Idee aber kann ohne die Tat gar nichts werden.“

Bedarf es noch vieler Gründe, um zu erweisen, daß Goethes Antwort dies Schlußergebnis durchaus bestätigt? Wirklich erklärt ja Goethe von vornherein, daß er der Meinung Schillers ist. Und wenn er hinzusetzt, er gehe noch weiter, so kann er nur meinen, er wahre die Richtung, die von Schiller eingeschlagen war. So gelangt er zu der Ansicht, daß alles, was das Genie als Genie tue, unbewußt geschehe. „Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln nach gepflogener Überlegung aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und Tat nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt.“ Goethe fügt noch hinzu: „Je mehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das einzelne gefördert.“

Aus eigener Erfahrung kommt Goethe noch näher an das Wesentliche heran als Schiller. Kühn weist Goethe der Selbstbesinnung ihren Raum nicht im Schaffen des Künstlers, sondern — wie er es längst gehalten hatte — innerhalb einer Tätigkeit, die „nebenher“ stattfindet. Sie bereitet vor, sie rüstet das Genie aus, im Augenblick des Schaffens herrscherhaft über Einsichten zu verfügen, die sich ihm durch künstlerische Selbstbesinnung ergeben haben. Solch sicherer Besitz der Mittel einer Kunst hindert im Augenblick des Schaffens nicht, als Genie unbewußt zu handeln. Denn da er schon sicherer Besitz ist, besteht keine Nötigung, beim Schaffen bewußt nach den Mitteln zu suchen, die dem werdenden Werk am besten dienen.

Wie Goethe hier nur noch steigert und zugleich schärfer umreißt, was schon von Schiller vorgebracht worden war, so tut er das auch in den Sätzen, von denen ich ausgegangen bin. Mit Schiller trifft er überein, indem er sich gegen die großen Anforderungen wendet, die man an den Dichter zu machen beginne. Ja noch die entscheidenden Worte von der ins Reale verliebten Beschränktheit, die den wahren Dichter macht, nehmen auf, was schon bei Schiller steht. Eine Tat, die zwar beschränkt, aber reell ist, gibt Schiller nur dem echten Dichter zu.

Dennoch wirken Goethes Sätze und ganz besonders diese Scheidung der Poesie von etwas, das ein für allemal nicht Poesie ist, wie das Ei

des Kolumbus. „Das Ei des Kolumbus gilt von jeder genialischen Entscheidung“, heißt es in der Abhandlung über die Naiven. Goethe drückt in schlichtester und gemeinverständlichster Form aus, was von Schiller mühsam genug errechnet worden war. Die Begriffsbestimmung des „vollkommenen“ Dichters wird ausgeschaltet. Noch mehr: Goethe hat für seine Ansicht Verstandesgründe überhaupt nicht auszuspielen. Darf sich die entscheidende Wendung, das Wort von der ins Reale verliebten Beschränktheit auf anderes berufen als auf Goethes Fühlen? So spricht er zuletzt nur von einem „Glaubensbekenntnis, welches übrigens keine weitere Ansprüche macht“. Hier kennzeichnet sich nicht nur ein Wesenszug, ein immer wiederkehrendes Merkmal von Goethes ästhetischer Selbstbesinnung, auch das Besondere aller seiner Äußerungen über echte und unechte Dichtung, über Poesie und Nichtpoesie.

2. Schiller. W. von Humboldt

Auch Schiller rang nach Worten, die in Begriffe umsetzen sollten, was sein Gefühl ihm verriet, wenn er echtere von unechterer Poesie trennte. Oder spricht nicht vor allem solches Gefühl sich in einem der seltsamsten Bekenntnisse des reifen Schiller aus? Er hatte an Körner einen Probeindruck der „Klage der Ceres“ gesandt. Körner erklärte am 13. Juni 1796: „Die Klage der Ceres ist köstlich. Dies Produkt beweist mir vorzüglich, daß es Dir gewiß nicht an eigentlichem Dichtertalent fehlt. Das Ganze ist poetisch gedacht. Du liebest die Phantasie ruhig wirken und wachtest nur in der Ausführung über der Einheit des Tons. Sprache und Versart sind äußerst vollendet, und passen zum Inhalt vortrefflich.“ Schiller erwiderte am 27. Juni: „Daß Euch mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin ich und bleib' ich eben ein poetischer Lump.“

Seit zwei Jahren stand Schiller damals in enger Verbindung mit Goethe. Diese Verbindung bewies ihm, wie hoch Goethe ihn einschätzte. Dennoch ist ihm Goethes Dichten, gerade weil er es nun aus nächster Nähe beobachten kann, etwas Außerordentliches und ihm selbst Unerreichbares. Kann das Bekenntnis anders gedeutet werden, als daß Schiller in Goethes Schaffen ein beträchtliches Mehr an echter Poesie sah als in seinem eigenen? Allein so scharf drückt Schiller diese Einsicht aus, daß es an ältere Bekenntnisse erinnert, an Bekenntnisse der Zeit, in der sich beide noch nicht gefunden hatten. Damals ging es bei Schiller hin und her von überspitzten Verurteilungen Goethes zu überbescheidenen Zugeständnissen, die sich tief vor Goethe beugen.

Schillers Brief an Körner vom 25. Februar 1789 belegt das. Schiller stand unter dem Eindruck, den Wielands scharfes Urteil über die noch unvollendeten „Künstler“ Schillers geweckt hatte. Körner hatte ihm zu Lyrik geraten. Schiller erwidert, Lyrik sähe er eher wie ein Exilium, nicht wie eine eroberte Provinz an. Ihm gilt das lyrische Fach für das